In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt" ◆

Nr. 72 | Posen, den 27. März 1929. | 3. Jahrg.

Das kalte Nest.

Originalroman von Lisa Barthel-Winkler.

(Schluß).

„Reue und Angst — das ist es, was in Ihnen bohrt! Angst vor den Taten, die Sie ihnen angetan — die Ihnen Sohn, Tochter und Kind geraubt haben. Denn nun sind Sie einsam, und nun packt Sie die Sehnsucht der Verlassenen — nun wollen Sie wiederhaben, was Sie verstießen und verfluchten! — Und — nun — hilft — Ihnen keiner —"

„Keiner!" wimmerte sie nach.

„Nur ein einziger kann Ihnen helfen — und das sind Sie selber!"

Ein wundes Lachen irrte wie ein verflatterter Vogel um den welken Mund.

„Mir — selber —" murmelte sie hoffnungslos.

„Ja! Und können es, wenn Sie wollen! Und wenn Sie nicht wollen, dann — ja, dann graben Sie sich Ihr Grab mit eigener Hand! — Sagen Sie, daß Sie wollen!"

„Ich will!" ächzte eine ganz dünne Greisenstimme.

„Dann machen Sie sich noch heute auf und fahren hin zu Sohn und Tochter!"

Frau Else riß sich plötzlich los und schleuderte seine Hände von sich.

„Soll ich bitten? — Meinen Sohn? — Diese Frau? — Nie!"

„Sie brauchen nicht zu bitten, Sie brauchen nur zu kommen!"

„Mich beugen? — Vor dieser Frau? — Nie!"

„Dann gehen Sie. Ich habe Wichtiges zu arbeiten."

Er wandte sich schroff ab und trat an seinen Schreibtisch.

Zerfallen kroch Frau Else aus dem Sessel hervor und wankte zur Tür.

Aber er spürte ihren zögernden Schritt und wandte sich wieder zu ihr.

„Das Größte im Leben ist Erkennen und Wiedergutmachen. Ich habe Sie immer für eine große Frau gehalten."

Sie blieb stehen, mit tausend Antworten, tausend Widerlegungen auf den Lippen. Aber keine wagte sie auszusprechen. Sie fühlte in ihrem wunden Herzen: alle waren sie falsch und ohne Kraft. Machte einen Schritt zurück — und stockte — machte wieder einen Schritt — stockte wieder — aber eine Gewalt in ihr, die über allen Gewalten ist, zog sie weiter und weiter: die Mutterliebe.

Nun war sie dicht an ihn heran und nahm scheu seine Hand.

„Sie meinen . . . das soll ich tun?"

Abgewandt blieb er stehen.

„Ich meine gar nichts!" sagte er barsch. „Tun Sie, was Sie für gut finden. Sie waren immer eine kluge Frau."

Sie ließ ihn los; aber sie ging nicht.

„Sie wird mich verachten . . ."

„So sieht sie nicht aus. — Man kann nicht die Mutter dessen verachten, den man liebt!"

„Er wird mich klein sehen!"

„Klein? Ich glaube kaum. Eine Großmutter ist immer ein höheres Wesen."

Sie schwieg. Sann in sich hinein.

„Großmutter," flüsterte sie wie eine Zärtlichkeit vor sich hin. „Ob — ob das Kind . . . ihm wohl ähnlich sieht?"

Eugen Gutmann lachte laut auf und schüttelte ihr beide Hände.

„So, Frau Graetz, nun sind wir über den Berg! — Nun fahren wir also! Wann? — Heut noch?"

„Ich habe gar nichts versprochen!"

„Gott bewahre! Aber Sie möchten gern. Soll ich einen Wagen für Sie bestellen? Eine alte Dame wie Sie braucht nicht viel Kisten und Kasten. In einer halben Stunde haben Sie mit Ihrer Minna gepackt. Also?"

„Fast könnten Sie mich verführen . . ."

„Ach was!" polterte er herzlich. „Großmütter verführt man nicht mehr!"

Blick in Blick standen sie voreinander. Auf einmal hob sie den Kopf und war wieder ganz Dame.

„Ich danke Ihnen wirklich, Herr Gutmann, daß Sie — soviel Interesse für mich gezeigt haben —"

„Teilnahme — Teilnahme, Frau Graetz!" lachte er und rieb sich die Hände. „Das Deutsch klingt viel echter und wahrhaftiger! Teilnahme — von ganzem Herzen! Und dabei wollen wir bleiben als alte Freunde! Nicht wahr?"

Da wurde sie wieder ganz klein, ganz verschämt.

„Es hat mich toll gemacht — diese Angst!" sagte sie leise. „Und Sie haben es . . . ganz still gemacht in mir . . . mit so einfachen Worten . . ."

„Sie selber! Sie selber! Wer Unrecht einsieht und gutmacht, der steht da ganz oben — bei den Sternen — bei den Göttern — und bei den Großmüttern, Frau Graetz!"

— — — — — — — — — — — — — — — —

Beim Pfingstfest saßen Lola Spillerich und Frau Klementine, verwitwete Speck, trübselig zusammen bei einem guten Braten und einer Flasche Rotwein. Rotwein trank Lola Spillerich für ihr Leben gern; aber es reichte nicht immer dazu, und so wartete sie auf eine milde Spende ihrer Kundschaft oder eine festliche Gelegenheit, zu der Klementine sie dann und wann einlud.

Vor Lola Spillerich lagen die Karten ausgebreitet.

„Verstehst du das?" fragte sie wohl zum fünften Mal.

„Herrjeh, was soll ich denn verstehen?" fragte ungeduldig Frau Klementine.

„Eins, zwei, drei —"

„Nu schieß doch schon los!"

„Fünf . . . sieben . . . zwölf . . . Du, es stimmt!"

„Ja, was denn?"

„Die ist wieder dabei!"

„Wer?"

„Die schwarze Frau."

„Ach nee!"

„Aber auf der verkehrten Seite!"

„Wieso verkehrt?"

„Ja. Vorher lag sie immer hier — bitterböse. Und nun liegt sie im guten Haus."

„Ach — du bist wohl beduselt! Hast ja schon eine ganz rote Nase!"

„Hier, sieh selber! — Eins, zwei, drei —"

„Du machst mich schon ganz mäuseldrähtig mit deiner Zählerei! Komm, laß uns mal von was anderem reden!"

Aber zu dem anderen kam es nicht, denn es klingelte.

„Nanu? Wer kommt denn da?"

Frau Klementine, verwitwete Speck, schlürfte zur Tür und kam mit einer Postkarte wieder.

„Mein je! Wer hat mir denn zu schreiben? Das ist mir schon seit einer kleinen Ewigkeit nich mehr vorjekommen! — Was ist denn das?"

Neugierig äugte Lola Spillerich hinüber.

Umständlich setzte Klementine ihr Glas auf und hielt die Karte weit von sich ab.

„Das ist ja 'ne Ansichtskarte!"

„Nein, eine Photographie!"

„Na, das is doch gleich!"

„Zeig doch mal!"

Zwei Köpfe beugten sich darüber.

„Herrjeh! — Das is sie!"

„Wer — sie?"

„Na — sie! Unsere! Die Graetzen! Und ihren Wurm hat sie auf dem Arm!"

„Is nich möglich!"

„Na kannste denn nich sehn? — und da — das is er, wie er leibt und lebt! Der Herr Jemahl! Und die Hand auf ihre Schulter! — Herz, was willste noch mehr!"

„Und die dahinter?"

„Wo denn? — Ach — die Alte?"

„Das is sie!" schrie Lola auf.

„Wer — sie?"

„Na — sie! Die schwarze Frau! Die jetzt im guten Haus liegt! Da haben wir's ja!"

In unendlicher Hochachtung sah Klementine sie an.

„Wahrhaftig! Das is seine Mutter — ganz das Kinn — und die Nase — und der Mund! Du hast wieder recht!"

„Hab' ich dir je Grund gegeben, daran zu zweifeln?" grollte Lola mit dem Brustton der Ueberzeugung.

Sie griff nach ihrem Rotweinglas und tat einen tiefen Zug.

Aber die kleine Klementine hörte nicht.

Ihr Blick hing voll Entzücken an dem kleinen Abbild des Häuschens mit Vorbau und Erker, an Hedwig und Hanns Herbert, an dem Kind und der alten Frau, die lächelnd mit gefalteten Händen zur Seite stand.

„Das hätte ich nich jedacht . . ." sagte sie leise. „Was doch das Leben manchmal für sonderbare Sprünge macht!"

Und legte ehrfürchtig die Karte zur Seite.

Das Begräbnis des Dichters.

Von Maxim Gorki.

Es war einmal ein ehrgeiziger Dichter.

Wenn man ihn schalt, meinte er, man schelte ihn wider Gebühr und zu hart. Und lobte man ihn, so fand er, man lobe ihn zu wenig und nicht gescheit. So lebte er in steter Unzufriedenheit bis zu dem Tage, da er sterben mußte.

Er legte sich ins Bett und begann zu schimpfen:

„Nun also, — ist es gefällig? Zwei Romane sind noch ungeschrieben, und Material habe ich liegen für zehn Jahre. Der Teufel hole diese Naturgesetze und alles übrige. Zu dumm! Es wären so schöne Romane geworden. Da hat man sich diese idiotische allgemeine Pflicht — zu sterben — ausgedacht! Als ob es nicht anders ginge. Und es kommt immer zur unrechten Zeit: meine Erzählung ist auch noch nicht fertig . . ."

Er war zornig, die Krankheit bohrte in seinen Knochen und flüsterte ihm in die Ohren:

„Du hast gebebt, was? Warum hast du gebebt? Hast nicht geschlafen des Nachts, wie? Warum hast du nicht geschlafen? Hast getrunken aus Kummer, was? Und vor Freude auch?"

Er machte ein finsteres Gesicht, — schließlich sah er ein, daß doch nichts zu machen war. Er ließ seine Romane, Romane sein und starb. Es war ihm sehr peinlich, aber — er starb.

Also gut. Man wusch ihn, kleidete ihn, kleidete ihn anständig an, strich ihm das Haar glatt, legte ihn auf den Tisch. Er streckte sich wie ein Soldat — Hacken zusammen, Fußspitzen auseinander —, ließ die Nase hängen und lag dann friedlich da. Er fühlte jetzt nichts mehr und dachte nur:

„Seltsam. Ich fühle überhaupt nichts mehr. Zum erstenmal im Leben. Meine Frau weint. Schön, jetzt weinst du, — aber manchmal bist du wegen Kleinigkeiten fast die Wände hinaufgekrochen. Mein Junge plärrt. Sicher wird ein Taugenichts aus ihm. Kindern von Dichtern werden eigentlich immer Taugenichtse, soweit ich gesehen habe. Das muß wohl auch so ein Naturgesetz sein. Wieviel solcher Gesetze es doch gibt!"

So lag er da, grübelte und wunderte sich über seine eigene Gleichgültigkeit. Daran war er gar nicht gewöhnt.

Dann trugen sie ihn auf den Kirchhof. Da, plötzlich, kam ihm zu Bewußtsein, daß seinem Sarge nur ganz wenige Leute folgten.

„Nein, das ist mir doch zu dumm!" sprach er zu sich selbst. „Wenn ich auch nur ein ganz kleiner Dichter gewesen bin, — aber der Literatur sollte man doch etwas mehr Achtung erweisen!"

Er spähte aus dem Sarge: wirklich, nur neun Personen — die Angehörigen nicht eingerechnet — gingen mit, darunter zwei Bettler und der Laternenanzünder mit seiner Leiter über der Schulter.

Der Dichter war ganz empört.

„So eine Saubande!"

Und diese Kränkung erregte ihn derartig, daß er plötzlich aufstand, unbemerkt aus dem Sarge hüpfte — er war nicht sehr groß — und in einen Barbierladen eilte, wo er sich den Bart abnehmen ließ und von dem Barbier ein unter dem Arm geflicktes Jackett für seinen Anzug eintauschte. Er machte ein würdig bekümmertes Gesicht und sah ganz wie lebend aus, — nicht wiederzuerkennen!

Mit der seinem Beruf eigenen Wißbegier fragte er den Barbier:

„Wundern Sie sich denn gar nicht über diese seltsame Sache?"

Der aber strich sich nur nachsichtig den Schnurrbart.

„Aber ich bitte Sie," antwortete er. „Wir leben doch in Rußland! Wir sind an alles gewöhnt . . ."

„Nun immerhin . . . Ein Toter, der sich plötzlich umkleidet . . ."

„Die Mode unserer Zeit, Herr. Außerdem — was sind Sie für ein Toter? Nur äußerlich, aber sonst, Gott geb's jedem so! Heutzutage ist mancher Lebendige sehr viel weniger lebendig als Sie!"

„Sehe ich nicht sehr gelb aus?"

„Ganz im Geist unserer Epoche, so wie es sich gehört! Hier ist eben Rußland, — wir habens alle gelb im Leben . . ."

Man weiß ja, Barbiere sind immer große Schmeichler und die liebenswürdigsten Menschen von der Welt.

Der Dichter verabschiedete sich und lief rasch seinem Sarge nach, von dem lebhaften Wunsche beseelt, zum letzten Male der Literatur seine Achtung zu erweisen. Er holte den Zug ein, und so waren es zehn Leidtragende, also mehr Ehre für den Dichter. Die Vorübergehenden wunderten sich:

„Schau, schau, wie man einen Dichter zu Grabe geleitet. Ei, ei, ei."

Und einsichtige Leute, die ihren Geschäften nachgingen, dachten im Vorbeigehen nicht ohne Stolz:

„Da sieht man doch, daß die Literatur immer tieferes Verständnis im Lande findet."

Der Dichter schritt also hinter seinem eigenen Sarge her, als sei auch er ein Verehrer der Literatur und ein Freund des Verstorbenen. Er plauderte mit dem Laternenanzünder.

„Sie kannten den Verstorbenen?"

„O ja. Ich habe viel Nutzen von ihm gehabt."

„Angenehm zu hören."

„Ja. Die Arbeit von unsereins wird ja schlecht bezahlt; wir sind wie die Spatzen: wo etwas hinfällt, picken wir es auf."

„Wie soll ich das verstehen?"

„Verstehen Sie das bitte ganz einfach, Herr."

„Einfach?"

„Nun ja. Natürlich, gewissermaßen ist es ja Sünde; aber ganz ohne Schliche und Kniffe kommt man nicht durchs Leben."

„Hm? Das ist Ihre feste Ueberzeugung?"

„Ja, unbedingt. Gerade vor seinem Fenster steht eine Laterne. Er saß aber jede Nacht auf, bis zum frühen Morgen, — nun, da habe ich die Laterne nie angezündet, sein Fenster gab genug Licht. Diese eine Laterne war also reiner Gewinn für mich! Ein nützlicher Mensch war er."

So plauderte der Dichter gemächlich mit diesem und jenem und kam schließlich zum Kirchhof. Hier mußte er eine Rede auf sich selbst halten, weil alle anderen Leidtragenden gerade Zahnschmerzen an dem Tage hatten. Denn diese Geschichte spielt ja in Rußland, wo jeder Mensch dauernd irgendwelche Schmerzen oder Beschwerden hat.

Er hielt also eine gar nicht üble Rede, die später sogar lobend in der Zeitung erwähnt wurde:

„. . . Ein Herr aus dem Publikum, dem Aussehen nach ein Bühnenkünstler, hielt am Grabe eine warm empfundene Rede. Allerdings überschätzte und übertrieb er, nach unserer Meinung, die zweifellos mehr als bescheidenen Verdienste des Verstorbenen, eines Dichters der alten Schule, der bemüht war, ihre sattsam bekannten Mängel, dem naiven Didaktismus und das viel beredte „bürgerliche Weh" zu überwinden; — aus der Rede klang jedoch deutlich das Gefühl seiner Liebe zur Kunst des Wortes . . ."

Als alles geziemend erledigt war, legte sich der Dichter wieder in seinen Sarg und dachte höchst befriedigt:

„Nun ist alles erledigt. Es war sehr schön und würdig, ganz so, wie es sich gehört . . ."

Und dann starb er erst richtig.

So wolle jeder Mensch seinen Beruf achten, auch wenn es die Literatur ist!

(Mit besonderer Genehmigung des Malik-Verlages, Berlin, dem neuesten Buche Maxim Gorkis „Märchen der Wirklichkeit" entnommen.)

Dummheiten der Woche.

Kleine Bilder aus der großen Welt.

(Nachdruck verboten.)

Eiserne Logik.

In der Eile passieren einem manchmal Sätze, die man selber später nicht geschrieben haben möchte. Am schlimmsten ist es mit der Anhäufung von Verneinungen, etwa so: „Er hätte es nicht getan, wenn er nicht im Zweifel gewesen wäre, daß niemand ihn bei der Tat nicht gesehen hatte." Dieser Satz, so unmöglich er klingt und so wenig er mit Deutsch zu tun hat, ist doch theoretisch richtig, denn er besagt (allerdings auf Umwegen, obwohl er in dem Roman eines guten Autors vorkam): „Er hätte es nicht getan, wenn er gewußt hätte, daß ihn jeder gesehen hatte." Manchmal geht es nicht ganz so gut mit der Logik, zum Beispiel lese ich dieser Tage:

„Das Gericht verurteilte den Angeklagten, der Anklage entsprechend, zu 6 Monaten Gefängnis. Der Staatsanwalt hatte 7 Monate beantragt."

Also doch nicht „der Anklage entsprechend". Eigentlich muß es heißen „dem Antrag des Anklagevertreters entsprechend", denn in dieser Anklageschrift steht nie etwas von einer Strafzumessung.

Am gleichen Tage läßt sich eine andere Zeitung von der Reviera drahten, daß dort der

„schwedische König Gustav von Schweden"

Tennis spiele. Nun möchte man eben gern wissen, gibt es noch einen dänischen König von Schweden oder etwa einen schwedischen König von Norwegen oder wie möchte das sein? Es ist manchmal doch schwer mit der Logik.

*

Aus der Fabrik der Tanzmädchen.

Die Ufa verschickt folgende Prospekte, aus denen man endlich ersieht, wie es gemacht wird:

„Das Bühnenprogramm zum Film ‚Der Mann, der lacht' steht auf der im ‚Universum' gewohnten Höhe und wird bestritten von den berühmten Exzentriks Myron und Pearl und mit den Jackson-Girls. Hergestellt von der Universum-Film-A.-G., Berlin SW 68."

Jedenfalls scheint festzustehen, daß dieser Satz, wonach ein Programm von Exzentriks mit einigen Girls bestritten wird, von der Ufa hergestellt wurde; denn daß sie sich auch schon mit der Fabrikation von Tanzgirls befasse, wird ihr doch niemand glauben.

*

Die arme Bombe.

Nähere Einzelheiten über das jüngst auf den mexikanischen General Obregon verübte Attentat werden nunmehr bekannt. Die „München-Augsburger Abendzeitung" ist in der Lage, Genaueres zu vermelden. Da kann man lesen:

„In den letzten Jahren sind bereits mehrere Anschläge auf den General Obregon verübt worden. Einmal wurde eine Bombe gegen ihn geworfen, kam aber mit einigen Hautabschürfungen davon."

Wahrscheinlich ist das dieselbe Bombe gewesen, die der Attentäter nach einigen Monaten wieder verwandte, nachdem ihre Hautabschürfungen ausgeheilt waren.

*

Tiefes Verständnis.

In einem der letzten Großfilme ereignete es sich, daß nach der letzten Atelieraufnahme, als alles glücklich war, daß die Sache ein Ende gefunden hatte, der Regisseur des Films, Alexander Wolkoff, auf den Hauptdarsteller, Julius Falkenstein, zuging und ihn um eine Photographie mit einer Widmung bat. Falkenstein wäre natürlich gern bereit gewesen, aber da er kein Wort russisch versteht und Wolkoff kein Wort deutsch spricht, mußten sie erst einen Dolmetscher zu Hilfe nehmen. Daraufhin holte Falkenstein eine Photographie und schrieb hinten darauf:

„Ich habe Sie nicht verstanden.
Sie haben mich nicht verstanden.
Aber wir haben uns verstanden."

*

Chinesische Kriegsausrüstung.

Das „Berliner Tageblatt" hat den Dichter Bernhard Kellermann auf eine Weltreise geschickt, auf der er auch nach China kam. Von dort aus schickte er diesen Reisebericht über die chinesischen Truppen:

„Und nun kommen sie! 140 Kilometer hat die Truppe in den letzten Tagen zurückgelegt. Bestaubt und erschöpft ziehen sie in die Stadt ein. Todmüde Pferde sind dazwischen. Sie sind in einfaches Leinen gekleidet und tragen Tuchschuhe. Hier und da eine Gruppe mit Fahnen. Die meisten tragen am Gürtel Handgranaten sehr primitiven Aussehens."

Wir haben uns die chinesischen Truppen ja immer etwas seltsam vorgestellt, aber in Leinen gebundene Pferde mit Tuchschuhen sowie Fahnen mit Handgranaten im Gürtel waren bisher noch nicht in unsere Phantasie eingegangen. Wenn schon Berichte von Weltreisenden, dann lieber ein Bild, wie es im „Buchhändler-Börsenblatt" zu finden war: oben „Meine Weltumseglung, von Kapitän Walter Kircheis", darunter das Schiff und daneben die Worte:

„Besatzung der ‚Hamburg', 21 Meter lang, 6 Meter breit, 68 Tonnen."

Solche Kerle — nur fünf Stück — läßt man sich gefallen.

Cubert.

Leipziger Allerlei.

Aus dem soeben im Verlag R. Piper u. Co. erschienenen Band „Was nicht im Baedeker steht", Leipzig, von Hans Reimann.

Ich war im Neuen Theater, unten beim Bühnenportier, um nach einem im Theater beschäftigten Mitglied zu fragen.

Der Portier verhielt sich ablehnend. „Dähn gänn Se jädzd nich schbräjn, dähr iß auf dr Biehne!"

„Dann wart' ich solange."

„Hier genn Se nich warddn."

„Können Sie nicht nach der Bühne telephonieren?"

„Ich gann jädzd nich deelephonniehrn!"

„Dann lassen Sie micht bitte an den Apparat."

„Nee. Se hamm sich ja mir noch nich ämmahl sohrgeschdälld!"

*

Laibzjerische Volkspoesie.

In dr Raidznhainr Schdraße
haddsj ä Seesenmann erworcht.
Warum hat er sich erworcht?
Weil er Seese hat verborcht.

In dr Raidznhainr Schdraße
haddsj ä Wärschdjnmann erdrängkd.
Warum haddr sich erdrängkd?
Weilr Wurschdbriehe hadd frschängkd.

In dr Raidznhainr Schdraße
haddsj ä Wärschdjnmann erbummeld.
Warum haddr sich erbummeld?
Weilr Leide hadd beschummeld.

*

Am Augustusplatz herrscht Verkehrssperre, ausgeübt durch wackere Polizisten. Da ich direkt aus Berlin nach Leibzj geschneit war, kümmerte ich mich gar nicht um die Sperre, die mir kaum imponierte, sondern schob einfach von der Ecke Bamberger u. Hertz nach dem Zeitungskiosk hinüber.

Ein Schutzmann schimpfte pädagogisch hinter mir drein.

Schmunzelnd wendete ich mich nach ihm um und wäre dabei um Haaresbreite von einem Auto überrattert worden.

„Das will nuh ä gebildeter Mensch sinn!" dröhnte des Schutzmanns Organ.

*

Als mein Sohn Peter geboren war, mußte ich aufs Rathaus, ihn anzumelden.

Der Beamte titschte die Feder ins Tintenfaß und fragte: „Rufnamen?"

Ich: „Reimann."

Der Beamte: „Vornamen?"

Ich: „Peter."

Der schreibts nieder; dann, erwartungsvoll: „Nu weiter!"

Ich: „Es ist schon alle. Mein Junge heißt Peter."

Der Beamte: „Dähr gann nich bloß änn ennzjn Vornahm hamm!"

Ich: „Doch."

Der Beamte, fassungslos: „Welchen soll ich denn da unndrschdreichen?"

*

Als im November 1918 die Revolution ausgebrochen war, wurde im Ratskeller eine einschneidende Aenderung insofern getroffen, als das Schild:

Personal nur hier!

ersetzt wurde durch das um eine Nuance veränderte Schild:

Nur für das Personal!

Wohingegen in den Vorhallen des Hauptbahnhofes bärbeißige Soldaten eisern darauf sahen, daß niemand es wage, links hinaufzugehen oder rechts hinunterzugehen. Es mußte partout rechts gegangen werden. Das hat sich inzwischen wieder gelegt.

*

Viehweg führte im September 1927 das Drama „Zapfenstreich" des in Laibzj ansässigen Dichters Franz Adam Beyerlein auf. Bei der ersten Wiederholung an einem Sonntag verließ ein Mann im ersten Rang kurz vor Schluß des Stückes (mitten in der Tirade des kernigen Wachtmeisters) seinen Platz, stampfte zum Ausgang und plautzte die Tür hinter sich zu. Eine Demonstration, die hinterdrein von den Zuschauern wie von den Mitwirkenden erregt debattiert wurde.

Ich hatte den Mann (von der Direktionsloge aus) hinauswuchten sehen und schoß wie ein Blitz zum ersten Rang hinauf, wo ich den Mann eben noch erwischte.

„Sagen Sie ganz aufrichtig", bat ich ihn schmeichlerisch, „warum haben Sie das Theater verlassen?"

„Aus bersöhnlichem Inderässe?" hauchte er mich an.

Und verschwand ziemlich hurtig in der Toilette.

*

Unterhaltung in der Straßenbahn — Hundstage.

„Eegal gee Rähjn — eegal gee Rähjn — unn die Hidze — de ganzn Gurrkn gehn ehn gabudd."

„Schdimmd. — Wissn Se, was da bloß hälfn gann?"

„Na?"

„Rähjn — nischd wie Rähjn!"

Es war einmal . . .

Ein interessantes Dokument ist in der italienischen Stadt Forti entdeckt worden. Es handelt sich um eine Bittschrift, die vor 30 Jahren eine arme Einwohnerin an den Bürgermeister richtete, in der sie um eine Unterstützung bat, damit ihr zwölfjähriger Sohn seine Studien fortsetzen könne.

Die Unterschrift lautet „Rosa Maltodoni Mussolini", und der Sohn, für den die Hilfe erbeten wurde, war niemand anders als Benito Mussolini, — heute Italiens mächtigster Mann.

Der Text des Dokumentes, das vom 20. November 1895 datiert ist, lautet folgendermaßen:

„Die finanziellen Schwierigkeiten, in denen meine Familie sich befindet, sind so beträchtlich, daß wir uns gezwungen sehen, die Studien meines Sohnes zu unterbrechen, der die hiesige Mittelschule besucht und, wie seine Lhrer behaupten, viel für die Zukunft verspricht."

Die Bittschrift trägt den Vermerk „Abgelehnt" mit dem Datum vom 30. November 1896.

Tragödie eines Somnambulen.

Kürzlich fand man in London einen 89jährigen Mann eines Morgens schwer verletzt in seinem Garten liegen. Der Unglückliche, der kurze Zeit nach der Ueberführung in ein Krankenhaus starb, wiederholte in seinen letzten lichten Augenblicken immer wieder: „Meine tote Frau hat mich gerufen!" Es wurde nachträglich festgestellt, daß der Greis, bei dem schon gelegentliche Anfälle von Somnambulismus beobachtet worden waren, in einem solchen Anfall durch Schlafzimmerfenster gestiegen und auf der Balkonbrüstung auf und ab gewandelt war. Ob er sich bewußt heruntergestürzt hat oder ein Unglücksfall vorliegt, bleibt ungeklärt.

„Aegypten", die große Mode.

In dieser Zeit macht sich wieder der Zug nach dem Süden besonders stark bemerkbar. Die nordafrikanische Küste und die historischen Stätten Aegyptens sind mit Besuchern überfüllt, die Wärme und Romantik suchen. Jeder Tag bringt den großen modernen Hotels, die wie die Pilze aus der Erde schießen, neue Gäste. Der Fremde, der noch ganz geblendet von allzuviel Sonne aus dem Auto steigt, wird sofort umringt von einer Schar „echter" Eingeborener, die sich als Führer durch die Wüste und als Ratgeber bei Einkäufen der echten „antiken" Kunstgegenstände anbieten. Einem gelingt es natürlich gleich, sich des Handgepäcks zu bemächtigen, und er erzählt in fließendem Englisch, daß er ein echter Scheik sei und durchaus geeignet, den Fremden in die Geheimnisse des Orients einzuweihen.

Erstaunlich ist die Tatsache, daß, wie man schon in der ersten ruhigen Stunde feststellt, alles, was man zunächst in diesem Lande zu sehen bekommt, einen ausgesprochen westeuropäischen Eindruck macht, und kaum ein Kamelritt durch die Wüste, mit dem barfüßigen braunen Treiber zur Seite, vermag uns zu überzeugen, daß wir uns im alttestamentarischen Lande befinden. Abends, nach dem Diner auf der Terrasse des Hotels, bringt der Führer uns auf geheimnisvollen Schleichwegen zu einem Gasthaus in einem verfallenen Vorstadtviertel, um uns Einblicke in die Sensationen des orientalischen Lebens zu geben. Wir sehen Schlangenbeschwörer, tanzende Derwische und die unvermeidlichen Haremsdamen; die Vorführungen sind unverkennbar für den europäischen Besucher zugeschnitten.

Niemand, der auf diese Weise das Land sieht, wird auch nur einen Hauch des wahren Geistes verspüren. Auch hier hat Europas Kultur den Reiz jeder Originalität verdrängt. Der tiefste Eindruck, den ich hatte, war ein nächtlicher Spaziergang durch die Wüste. Ein unwahrscheinlich heller Himmel spannte seinen Bogen über die unendliche Weite, aus den nahen Oasen hörte man das Heulen der Schakale, und unheimliches kleines Getier huschte zu meinen Füßen durch den Sand.

Aus aller Welt.

Dostojewskis „Idiot" als Dramenstoff. Dr. Iwan Shmith, Oberregisseur des Theaters an der Wien, hat die dramatische Episode der Nastasja Filipowna aus Dostojewskis Roman „Der Idiot" zu einem einen Abend füllenden Drama verwendet. Das Stück wird an einer Berliner Bühne zur Uraufführung gebracht werden.

„Wenn Napoleon . . ." Eine Napoleon-Komödie Franz Molnars. Franz Molnar hat eine Komödie in sechs Bildern vollendet; betitelt: „Wenn Napoleon . . .", die vom „Berliner Künstlertheater zur Uraufführung angenommen worden ist. In der Komödie wird die Frage aufgeworfen, was geschehen wäre, wenn Napoleon anders gehandelt hätte, als er es in Wirklichkeit getan hat.

Lampels neues Drama. Peter Martin Lampel, der Autor der „Revolte im Erziehungshaus" und des jetzt verbotenen Dramas „Giftgas über Berlin", arbeitet gegenwärtig an einem Stück, das sich mit dem Abtreibungsparagraphen beschäftigt. In einer Berliner Zeitung schreibt er über dieses neue Stück: „Das Elend, das dieser unglückselige Paragraph mit sich bringt, liegt mir so am Herzen, daß ich die momentane Konjunktur für meine Arbeiten, diese Möglichkeit, mich für eine gute Sache einzusetzen — eine Möglichkeit, die vielleicht nie wieder so für mich da sein wird —, ausnützen muß. Ich arbeite mit Hochdruck; das Stück wird in kürzester Zeit fertig vorliegen."

Raten Sie, was sie sagen. Das neue Preisausschreiben ist dieses Mal besonders interessant. Es werden sechs Aufnahmen mit dem verschiedensten Gesichtsausdruck gezeigt, und der Leser soll dazu die richtigen Unterschriften raten. Der Einsendetermin läuft bis zum 28. April, wertvolle Geld- und Geschenkpreise belohnen die durchs Los bestimmten richtigen Einsendungen. Ein besonders interessanter Artikel unterrichtet die Leser über das Wöchnerinnen-Heim der Heilsarmee. Wie eine Feldwache auf Vorposten-Gefecht mutet inmitten der Großstadt Berlin das Wöchnerinnen-Heim der Heilsarmee an. Ein weitläufiger Holzbarackenbau auf ausgespartem Baugelände, ein paar Bäume stehen darum, die Hühner gackern — hat man die Eingangstür hinter sich gelassen, schreitet man den ausgedehnten Korridor entlang, dann ist's, als öffneten sich stumme Türen zu beredten Lebensklagen und Lebensröstungen. Der Artikel, der in der neuesten Nummer des Illustrierten Blattes (Nr. 13) zu finden ist, zeigt belebte Bilder von dem Leben der Wöchnerinnen. Ein anderer Artikel beschäftigt sich mit dem großen europäischen Automobil-Krieg. Das Emporsteigen der Firma Opel von der kleinen Schlosserwerkstatt bis zu der Weltfirma, die durch ihre Fusion mit dem amerikanischen Kapital den Weltmarkt beherrschen wird, wird alle Leser interessieren. Der aktuelle Teil wird durch einen Bilder-Bericht des amerikanischen Korrespondenten über den neuen Präsidenten Hoover belebt. Im übrigen steht die Nummer im Zeichen des 1. April und des Osterfestes. Irreführende Unterschriften, Scherzzeichnungen und Gedichte vervollständigen das reichhaltige Blatt, das vom Beginn der Woche an zu haben ist.

Ein neuer Pflanzenzucker für Zuckerkranke. Eine Reihe wissenschaftlicher Untersuchungen, die unter der Leitung des amerikanischen Forschers Dr. Burgeß vorgenommen wurden, haben zur der Entdeckung geführt, daß in der Batate oder Süßkartoffel (Ipomoea batatas), einem in Mittelamerika einheimischen Knollengewächs, eine Zuckerart enthalten ist, die sich besonders als Nahrung für Zuckerkranke eignet. Die Levulose, wie dieser neue Pflanzenzucker genannt wird, ist süßer als der Rüben- und Rohzucker, und soll schon in nächster Zeit zu verschiedenen Zuckerpräparaten für Diabetiker verarbeitet werden. Infolge des hierdurch gesteigerten Verbrauchs von Bataten, bepflanzen zahlreiche Farmer große Gebiete mit Bataten, so daß man wohl schon binnen kurzem mit der Einführung der Levulose rechnen können wird.

Fröhliche Ecke.

Umgang mit Königen. Kapitänleutnant M. auf S. M. S. Korvette Möve war seiner Grobheit und seiner rauhen Sitten wegen weit und breit berühmt und gefürchtet gewesen. So pflegte er sich in den Tropen in seiner Kajüte nur mit einem Siegelring bekleidet zu bewegen.

Eines Morgens — in aller Herrgottsfrühe — wurde er zu seinem größten Mißvergnügen durch den Besuch eines Oberhäuptlings im schönsten Schlummer gestört.

Und so sah man denn nach wenigen Minuten den Schwarzen, von einem nackten Bein befördert, aus der Kapitänskajüte fliegen. Dazu brüllte eine Donnerstimme:

„Schmeißt den Kerl von Bord und feuert Salut, das Schwein ist ein King!"

Wenn man abergläubisch ist. Gefängnisdirektor (zu einem eingelieferten Sträfling): „Sie wurden doch erst vor acht Tagen entlassen und sind schon wieder da?" — „Ja, Herr Direktor, ich hab's gleich gedacht, daß es nicht lang' dauern wird, denn wie Sie mich herausließen, ist mir zuerst eine Katze über den Weg gelaufen."